

**„Das Loos der unverheiratheten Mädchen“¹
Die „Singlefrage“ in der bürgerlichen Gesellschaft
des 19. Jahrhunderts**

1. Frauenfrage – Männerantworten

„Je länger Junggesell, je tiefer in die Höll‘ – sagt das Volk. Wennes aber schon nicht gut ist, daß der Mann allein sey, dann taugt das noch viel weniger für die Frau. Erst in der Familie finden wir den ganzen Menschen. Damit ist beileibe nicht gesagt, daß jeder sich verheiraten solle; aber einer Familie angehören, in einem Hause, zum mindesten aber in einer familienartigen Genossenschaft leben, sollte ein Jeder.“ Doch die Kluft zwischen diesem 1855 von W. H. Riehl² formulierten Ideal und der gesellschaftlichen Wirklichkeit wurde im Laufe der zweiten Jahrhunderthälfte eher größer, und so war abzusehen: „Die vereinzelt, familienlosen Frauen [...] werden in Zukunft den Staatsmännern noch manche schwere Stunde bereiten. Ihre Zahl droht sich in geometrischer Steigerung zu vermehren, während die Zahl der in der Familie wirkenden Frauen nur in arithmetischer wächst.“³ Die Anspielung auf die entsprechende Rechnung von Malthus über das Verhältnis von Bevölkerungswachstum und Nahrungsmittelproduktion war in gebildeten Kreisen durchaus verständlich.⁴ Die Absicht Riehls, das Bedrohliche der Situation bewußt zu machen, konnte also gelingen. Doch Riehl wußte auch schon Abhilfe. Das eigentliche Problem sei nämlich bislang nur falsch gesehen worden, denn: „Nicht von der zunehmenden Ehelosigkeit spreche ich, sondern von der wachsenden Familienlosigkeit.“⁵ Seine Lösung der „Frauenfrage“ sieht folgerichtig so aus: „Wenn eine wohlhabende Frau einsam steht, dann soll sie sich vorerst umschaun, ob in ihrer Sippe keine Familie ist, bei der sie als ‚alte Tante‘ einziehen kann und mitarbeiten im Hause. Es ist dies immer noch ein stolzerer und weiblicherer Wirkungskreis denn Präsidentin mehrerer Frauenvereine zu sein.“⁶

Wie für Riehl stellte sich für viele bürgerliche Männer die Situation Mitte des 19. Jh. dar: Das bürgerliche Familienideal, das sich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zu einer wichtigen gesellschafts- und staatsstabilisierenden Ideologie entwickelt hatte, schien bereits bedroht, wenn auch noch nicht verloren. Riehl wurde mit seinem „Hausbuch“, das sich ausdrücklich nicht nur an den wissenschaftlichen Leser wandte,⁷ zum streitbaren Repräsentanten der bürgerlich-patriarchalen Ideologie.⁸

Doch Richls „Lösung“ war entweder nicht überzeugend genug oder taugte nicht. Wenige Jahre nach Erscheinen seines Buches zeigte A. Kühne unter dem Titel „Giebt es ein Mittel die Lage der unversorgten Mädchen und Wittwen in den Mittelständen zu verbessern?“⁹ das mittlerweile erreichte Ausmaß des „Übels“ auf: „Das Übel ist da, wer will das in Abrede stellen? Es ist groß und allgemein und scheint von Jahr zu Jahr zu wachsen. In gewissen Schichten der Gesellschaft giebt es kaum Eine Familie, die davon nicht betroffen wäre. Ich kenne Niemand, der nicht in seiner nächsten Verwandtschaft eine gealterte Tante, Cousine oder Schwägerin hätte, die, unversorgt, den Ihrigen mehr eine Bürde, als eine Hilfe ist. Hier leben erwachsene Töchter, dilettantisch beschäftigt mit Büchern und Noten, eine nie ruhende Sorge bejahrter Eltern; dort finden wir eine Schwester als Wirthin des Bruders, der sich um ihretwillen die Erfüllung des heißesten Triebes seines Herzens versagt; an einem anderen Orte ist die Schwester der Frau im Hause des Schwagers eingekerkelt, als meisternde Muhme den Kindern ein Dorn im Fleische.“¹⁰ Kühne glaubt wie viele seiner Zeitgenossen, daß ein „Frauenüberschuß“ schuld sei an der „Unmöglichkeit, daß jedes Mädchen ihren Mann finde“.¹¹ Als weitem Grund führt er an, daß infolge längerer Ausbildungszeiten das Heiratsalter der Männer gestiegen sei. Kaum noch ein Mann heirate vor Antritt der Dreißiger. Drittens schließlich gehe – ob aus wirtschaftlichen Gründen oder bloßer „Unwilligkeit“ – die Ehebereitschaft der Männer allgemein zurück.¹²

Alle drei gängigen Gründe für das „Übel“ werden mit wissenschaftlichem Anstrich versehen, und alle drei erweisen sich bei näherem Hinschauen als falsch oder überzogen.¹³

Es wird also zu fragen sein, warum die ledige Frau, die es immer schon gegeben hat¹⁴, im 19. Jh. in bürgerlichen Schichten zu einem besonderen Problem innerhalb der „Frauenfrage“ gemacht wird, gewissermaßen zur „sozialen Frage“ des Bürgertums. Worin wurde das Bedrohliche¹⁵ gesehen? Warum wurde ein solcher Aufwand betrieben, den Eindruck eines ernsthaften „Problems“ mit (scheinbar) objektiven Zahlen oder angeblichen Gesetzmäßigkeiten zu stützen?¹⁶ Welche Strategien wurden entwickelt, um die „Bedrohung“ abzuwehren – oder ihr die Spitze zu nehmen? Wie sahen die Antworten der Frauen aus?

2. Die „Ehelosen“ – ein zahlreiches und wortreiches Problem

Schon zeitgenössische Untersuchungen, vor allem gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jh. entlarvten die These vom Frauenüberschuß als Mythos.¹⁷ Ebenso wenig hatten sich die Heiratschancen aufgrund eines höheren Heiratsalters der Männer verschlechtert. Höhere Verwaltungsbeamte, selbständige Akademiker und Unternehmer hatten schon im 18. Jh. zeitaufwendige Ausbildungen und heirateten mit 28/29 Jahren.¹⁸ Allerdings hatte sich das Heiratsalter der Frauen im Lauf des 19. Jh. nach oben auf Mitte 20 verschoben.¹⁹

Eine altersdifferenzierte Statistik²⁰, die außerdem zwischen denjenigen, die nie heirateten und den allein lebenden Geschiedenen und Verwitweten unterscheidet, vermittelt für die Jahrhundertwende folgendes Bild (in Prozent):²¹

Alter	ledig	verh.	verwitw./gesch.
<i>Männer</i>			
20-30	72,5	27,25	0,25
30-40	18,7	80,0	1,3
40-50	9,7	87,2	3,1
50+	8,0	74,9	17,1
<i>Frauen</i>			
16-20	97,88	2,06	0,06
20-30	56,66	42,57	0,77
30-40	17,5	78,4	4,1
40-50	11,3	76,6	12,1
50+	11,0	49,6	39,4

Das Beachtliche an dieser Statistik faßt ihr Verfasser selbst zusammen: „An dem vornehmsten weiblichen Berufe, dem Eheberufe, nehmen also selbst in den Altersklassen von 30 bis 50 Jahren nur 76 bis 77 Prozent aller Frauen teil; im jüngeren Alter von 20 bis 30 Jahren bloß 42,5 Prozent, im Alter von über 50 Jahren bloß noch 49,6 Prozent.“²² Und nochmal anders herum: Im sogenannten heiratsfähigen Alter, d.h. Männer ab 20 und Frauen ab 16 Jahren, sind ledig: 30,5 Prozent der Männer und 34,9 Prozent der Frauen.²³

Zu der Sorge über eine „wachsende Ehescheu der Männer“²⁴ haben schon zeitgenössische Untersuchungen nachgewiesen, daß auch sie jeglicher statistischen Grundlage entbehrte.²⁵

Die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung, sinkende Löhne bei gleichzeitig veränderten Lebensansprüchen mögen im Bildungsbürgertum und der Beamtenschaft²⁶ die Familiengründungen hinausgezögert haben. Genau aus diesen Kreisen²⁷ stammen auch die Warnungen über die bedenkliche Zunahme der unverheirateten Töchter, weil es ihre Töchter waren, deren Versorgung ihnen in der ohnehin schwierigen Situation Sorge bereite. Die Übertreibungen bei der Schilderung des Problems haben mithin oft ihre Ursache in persönlicher Betroffenheit²⁸. Mit dem verzweifelten Bemühen um eine statistische Verifizierung oder Falsifizierung und durch die damit verbundene öffentliche Diskussion²⁹ erhalten die individuellen Ängste kollektiven Charakter. Sie spiegeln eine verbreitete Krisenstimmung bürgerlicher Männer wider, die um ihre Sicherheit im Ruhmen des bürgerlichen Ehe- und Familienmodells bangten.³⁰

Daß sich in dieser Situation viele junge Männer ohne finanziellen Rückhalt aus der Herkunftsfamilie um eine Geldheirat bemühten, hat das Problem der unverheirateten Mädchen noch erschwert. Die Schwestern, deren Mitgift durch die lange Ausbildung der Söhne aufgezehrt worden war, „blieben sitzen“.³¹ Ein betroffener Vater kann dann nur noch resigniert feststellen: „Hübsch seid ihr nicht, Geld habt ihr nicht, also von Heiraten ist keine Rede.“³² Wenn auch das vom Bildungsbürgertum entworfene Ideal des auf Emotionen gründenden Ehe- und Familienideals breite Zustimmung gefunden hatte, so blieb doch der Reiz oder die Notwendigkeit, die eigene finanzielle Situation durch eine entsprechende Heirat zu verbessern, bestehen.³³

Der weibliche Blick jedoch kann weder das Resignative des Vaters teilen, noch sich in eine endgültige Preisgabe des romantischen Liebesideals finden: „Wo es zu wählen gilt zwischen Geldheirat oder Ledigbleiben, da sind es nicht die Schlechtesten, die das Zweite vorziehen.“³⁴ Damit ist ein wichtiger Aspekt angesprochen, der neben den schon genannten Gründen die Panik erklürt: Es gab offensichtlich eine Wahlmöglichkeit. Im Unterschied zu der Existenz lediger Frauen in allen Schichten der Bevölkerung war das nun wirklich neu und einer der wichtigsten Erfolge der öffentlichen Diskussion der „Frauenfrage“ und der Frauenbewegung. Der „Erfolg“ mochte für Männer wie Riehl ein höchstzweifelhafter sein, wenn sie auch nicht unschuldig daran waren. Die Frage nach der Versorgung der unverheirateten Töchter hatte eine ernsthafte Diskussion über die Möglichkeiten der Erwerbstätigkeit junger Frauen ausgelöst, die sich, solange sie zur Familienökonomie nichts beisteuerten, kein Vater und kein Bruder mehr leisten konnte. Die Situation der Frauen des Bürgertums wurde ratsuchend mit derjenigen der unteren Schichten verglichen. Hier war es selbstverständlich, daß Frauen vor, nach oder statt einer

Heirat für ihren Unterhalt arbeiteten, oft sogar die „Ernährerrolle“ für die Familie übernahmen.

Es galt also, der „Arbeit“ das Odium des für bürgerliche Frauen Unwürdigen zu nehmen.³⁵ Zwar war es selbstverständlich geworden, daß bürgerliche Frauen heimlich „Arbeit“ leisteten, um das Familienbudget aufzubessern und die Kluft zwischen dem Einkommen des Ehemannes und den gesellschaftlichen Repräsentationsansprüchen einigermaßen zu überbrücken. Während diese Tätigkeit der Ehefrauen stillschweigend akzeptiert wurde, war es nun wichtig geworden, für die nicht durch eine Ehe „versorgten“ Mädchen die Erwerbs- und Berufsarbeit als standesgemäß zu erklären.

Bei weitem nicht alle Männer standen jedoch wie Kühne auf dem Standpunkt, daß die Berufstätigkeit ein Mädchen moralisch attraktiver und ehewerter oder -tauglicher mache.³⁶ Oskar Schmitz sieht dies beispielsweise völlig anders: „Es ist ganz klar, daß Frauen, für die nicht in anderer Weise gesorgt wird, selbst für sich sorgen müssen, und das darf ihnen in keiner Weise erschwert werden. Eine andere Frage ist die, ob Frauen, deren Heimatsaussichten durchaus nicht so verzweifelt, wenn auch nicht gerade glänzend sind, durch das Ergreifen eines Berufes diese Aussichten nicht vermindern.“³⁷

Was für ihn wie für viele seiner Zeit- und Geschlechtsgenossen als bedrohlich erlebt wurde, war die Tatsache, daß immer mehr Frauen aus der Not eine Tugend gemacht hatten. Für die zweite Generation Ende des 19. und Anfang des 20. Jh. schien sogar die Not teilweise schon zweitrangig zu werden und die Tugend Priorität zu gewinnen. Nach Oskar Schmitz: „Die noch verhältnismäßige Neuheit der meisten Frauenberufe bringt es mit sich, daß die Bedeutung des Berufes für die Frau über die wirtschaftliche Notwendigkeit hinaus außerordentlich überschätzt wird und eine weitverbreitete Tendenz geht dahin, in der beruflosen, nur die Ehe wünschenden und in der Ehe aufgehenden Frau einen Menschen zweiter Ordnung zu erblicken.“³⁸ Der Spieß schien sich also umzukehren, die Geringschätzung drohte sich von den alten Jungfern weg auf die braven Ehefrauen zu richten. Dieser Entwicklung konnte nicht tatenlos zugesehen werden und so galt es, den neuen alten Jungfern ein neues negatives Image zu verleihen. Schmitz fährt also fort: „Diese Herabsetzung der ehelichen Aufgaben durch zwitterhafte Geschöpfe, die heute das große Wort führen und Anhängerinnen finden, ist ein Grund, warum die glücklichen Ehen seltener werden.“ Das ursprünglich ökonomische Problem drohte also zu einem gesellschaftlichen zu werden: „Weil aus wirtschaftlichen Gründen viele Frauen nicht geheiratet werden können, ist die Frauenbewegung entstanden. Weil die Frauenbewegung entstanden ist, können viele Frauen aus psychologischen Gründen nicht geheiratet werden. Dieser Zirkel zeigt die ganze Tragik des Problems.“

Die Frauenfrage und vor allem ihre Antworten fielen also mehr und mehr aus dem Rahmen des bürgerlichen Ehe- und Familienmodells. Für Riehl hatte sich das Problem noch anders gestellt, sah er doch eine Lösung noch gerade in einer Stärkung dieses Modells, in einer Rückbesinnung auf das „ganze Haus“, in dem es anders als in einer bürgerlichen Stadtwohnung Platz und Raum für die „Tanten“ gab. Erst als die außerhäusliche Erwerbs- und Berufsarbeit für unverheiratete Frauen als akzeptabel angesehen wurde und sogar seit 1871 in dem bürgerlichen Familienblatt „Gartenlaube“ rechtfertigende Argumente nachzulesen waren³⁹, mußte es gleichzeitig im Interesse der bürgerlichen Befürworter der weiblichen Berufsarbeit liegen, die Grenzen und Gefahren aufzuzeigen und den schwerwiegenden Unterschied zwischen „Frauenfrage“ und „Frauenemanzipation“ bewußt zu machen. Während erstere als gute Sache und unterstützenswert galt, mußte letztere als aus „Unweiblichkeit und Überweiblichkeit“⁴⁰ entstanden abgelehnt und bekämpft werden.

3. Die „alte Jungfer“

Grundsätzlich wurden zwei Typen von alten Jungfern unterschieden: diejenigen, die aufgrund der wirtschaftlichen und sozialen Umstände schuldlos dazu geworden waren und solche, die sich dem Vorwurf der „Überweiblichkeit“ aussetzen mußten, „die ins Männliche umschlug und unter deren Einfluß die ganze Sache verdarb.“⁴¹ Deren Ehelosigkeit galt als selbstverschuldet und fand kein Mitleid, da ihre Ursachen Eigensinn, Stolz, Überheblichkeit und Auflehnung gegen die weibliche Natur waren.⁴² Beiden gemeinsam ist „die Rache der beleidigten und verletzten Natur“⁴³: „Die alte Jungfer hat ihre natürliche Bestimmung verfehlt und zeigt nun meist alle dementsprechenden Eigenschaften: Verbitterung, Neid, Missgunst, Lieblosigkeit gegen andere, Schwerfälligkeit in der Auffassung neuer Verhältnisse, übertriebene Furchtsamkeit und Prüderie.“⁴⁴

Tragisch ist der Typus der „alten Jungfer“, die sich nicht in ihr Schicksal fügen will. Sie stellt die komische Figur der Familienwitzblätter, die „Adele“ im „Tobias Knopp“ von Wilhelm Busch, ihre französische Schwester wurde von Daumier karikiert.⁴⁵ In der folgenden Charakterisierung sind fast alle Klischees versammelt, die über die „alte Jungfer“ existierten: „Worin liegt die Komik? Ein junges Mädchen wird alt und immer älter, der erhante Erlöser der Jungfrauenschaft stellt sich nicht ein. Die jugendliche Frische verliert sich, die roten Backen erblassen, die Haut bekommt Fältchen und Runzeln, das früher volle, üppige Haar, das ein herzig nettes Gesichtstotten umrahmte, wird dünn –

fast wie eine Perücke (manchmal ist's auch eine wirkliche) sieht der Schopf aus, der auf dem eckige Formen erhaltenden Gesicht mit den eingefallenen Augenbrauen, der spitzen Nase, dem gelblichen Teint, den getrockneten Lippen, einen bald schmalen, bald kropfig-dicken Halse aufsitzt. So wirkt oft schon das Äußere der alten Jungfer komisch, namentlich, wenn sie sich selbst ihr Altwerden nicht zugestehen will, wenn sie krampfhaft bemüht ist, kokette Hütchen, lichte Kleidchen mit Bändern und Spitzen, Schleifen im Haar und dergleichen, die für einen Backfisch passen, zu tragen und sich zu putzen wie ein Mägdlein mit sechzehn bis siebzehn Jahren. Bleibt nun auch ihr Benehmen naiv, errödet sie und schlägt schamhaft die Augen nieder, wenn ein junger Mann sie anspricht oder irgend ein mehr oder minder natürliches Thema in einer Gesellschaft angeschlagen wird, will sie den Schönerwecken, als glaube sie noch an das ‚Märchen vom Storch‘, lacht sie laut, wo dies gar nicht am Platze ist, spielt sie die Kindische, treibt Allotria wie eine junge Gymnasiastin, bildet sich endlich ein, alle Männer machten ihr den Hof und seien in sie verliebt, dann ist die komische Figur fertig und das arme närrische Ding wird allerseits ausgelacht.⁴⁶

Die weniger komische Schwester des geschilderten Typus von „alter Jungfer“ entbehrt allerdings auch nicht der Tragik: „Es gibt solche, die sich mit ihrem Schicksal abgefunden haben; sie tragen meist ein gewisses resigniertes Wesen zur Schau, sind manchmal traurig, jedenfalls auch bedauernd, aber niemals komisch.“⁴⁷ Auch wenn dem bürgerlichen Weiblichkeitsideal der Gattin, Hausfrau und Mutter infolge von Frauenfrage und Frauenbewegung eine Alternative zur Seite gestellt wurde, dürfte diese auch von den Frauen selbst, wie von den Männern, zunächst einmal nur als nächstbeste Lösung gesehen worden sein. Das „Ideal“ blieb noch als solches präsent. Es ist wohl realistisch, daß der hier beschriebene Typus der sich in ihr Schicksal ergebenden ledigen Frau der häufigste war. Für ein selbstgewähltes und selbstbewußtes „Single“-Dasein ließ die bürgerliche Gesellschaft mit ihrem strengen Moralkodex wenig Raum. Dennoch gab es sie auch. So wird auch in dem gleichen Artikel, der die gängigen Negativklischees über die „alten Jungfern“ versammelt, zugestanden, daß nicht alle sitzengelassen wurden oder einem einst geliebten, bedauerlicherweise noch vor der Hochzeit verstorbenen Mann nachtrauerten. Es wird auch die Möglichkeit erwogen, daß „eine angeborene Abneigung gegen die Männerwelt“ besteht⁴⁸, oder eine aus Anschauung gewonnene Ablehnung der Ehe: „Das kluge denkende Mädchen sieht in ihrer Umgebung oder in der Verwandtschaft einige Beispiele unglücklicher Ehen, verlassener Bräute, krank gewordener Frauen, und so pflanzt sich eine Art Haß gegen die Männerwelt in das jugendliche Gemüt ein, das sie vollständig beherrscht.“⁴⁹ Wenn am Ende auch eine krankhafte Besessenheit anklingt, die

für die Verweigerung der Ehe verantwortlich ist, so erscheint diese zunächst durchaus verständlich, ja sogar vernünftig und realistisch, basiert sie doch auf einer scharfsinnigen Beobachtung gesellschaftlicher Realitäten. Im übrigen schützt offensichtlich auch die Ehe nicht vor Krankheit, besonders wenn sie unglücklich ist. Krank gewordene Frauen, von blinden Männerhaß beherrschte Jungfern, Symptome der im 19. Jh. weit verbreiteten weiblichen „Hysterie“⁵⁰ scheinen in jedem Fall durch Männer verursacht: durch ihre Anwesenheit oder ihre Abwesenheit⁵¹. Doch während der Beruf der unverheirateten Frau gemeinhin als „Surrogat“ für eine Ehe angesehen wird⁵², kommt ihm im Rahmen des gemeinsamen Krankheitsbildes eine heilende Kraft zu, die der verheirateten Frau versagt bleibt: „Aber der Beruf hat für das alternde Mädchen noch einen anderen Wert. Er schützt es vor Griesgram, Trübsinn, Nervenkrankheiten. Der Beruf erfüllt ihren Geist und läßt keinen Platz für Hirngespinnste aller Art, welche die alten Jungfern krank, hysterisch machen. (...) Sie verspürt den hohen Wert ihrer Persönlichkeit und das verleiht ihr Kraft und Stärke.“⁵³

Die deutliche Ambivalenz im Umgang mit dem „Phänomen“ der ehelosen Frau spiegelt das Unwohlsein des bürgerlichen Betrachters ihr gegenüber wider. Einerseits muß sie der Ideologie folgend als defizitär definiert werden, als ehe-los. Andererseits kann nicht übersehen werden, daß es nicht in jedem Fall die törichten Jungfrauen sind, die die Ehe nicht um jeden Preis wollen, sondern auch „kluge, denkende“. So ist auch die folgende Variante der Eheverweigerung durchaus als Ausdruck von Eigensinn und Selbstwertgefühl zu verstehen: „Manches junge Mädchen hat eine große Abneigung ‚gegen das Verkuuppeln‘, wie es in so manchen Kreisen alltäglich ist. Sie will, daß der Rechte von selbst komme, sie wartet auf den Moment der wahren, großen, einzigen Liebe – aber sie wartet zuweilen vergebens, sie wartet so lange, bis sie eine alte Jungfer geworden ist.“⁵⁴ Dieses Motiv der Ehelosigkeit wird auch in zahlreichen Autobiographien des 19. Jh. benannt, allerdings ohne die negative Umdeutung der zuerst positiv bewerteten Entscheidung: Im Unterschied zu dem oben anklingenden Vorwurf, daß im entscheidenden Augenblick vergessen wurde, umzudenken und ein unrealistisches romantisches Ideal als Luxus, den eine Frau sich ab einem gewissen Alter nicht mehr leisten kann, über Bord zu werfen, lautet hier die unerschütterliche Alternative: Liebesheirat oder Verzicht.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß, ungeachtet der sittlichen Forderung der Romantik, Liebe als einziges Motiv für eine Eheschließung gelten zu lassen, weiterhin Konvenienz- und Geldhehen geschlossen wurden. Dennoch wurde es gegen Ende des 19. Jh. für Männer und Frauen zunehmend leichter, eigene Wünsche bei der Partnerwahl einzubringen. Dabei spielte sowohl die

größere räumliche Mobilität eine Rolle, die eine größere Auswahl möglich machte,⁵⁵ als auch das höhere Heiratsalter der Frauen, die selbstbewußter als eine achtzehnjährige ein Mitspracherecht einklagten. Wenn sie eine Berufsausbildung hatten und nicht auf Versorgung angewiesen waren, konnten sie nun sogar entscheiden, ob sie überhaupt heirateten.⁵⁶ Die Berechtigung zu diesem neuen Selbstwertgefühl wird auch durchaus anerkannt: „Es ist eine thatsächliche Herabsetzung der weiblichen Persönlichkeit, wenn grundsätzlich die Ehelosigkeit der Frau als Berufsverfehlung angesehen oder ungenommen wird, daß kein Weib freiwillig auf die Ehe verzichten könne.“⁵⁷

Der Kontext, in dem dieses frauenfreundliche Plädoyer erscheint, verleiht ihm allerdings eine besondere Note: Das von der Görresgesellschaft herausgegebene Lexikon stilisierte im Rahmen der Diskussionen um die Frauenfrage das Christentum zum Vorreiter für das weibliche Selbstbestimmungsrecht: „Die christliche Lehre ist nämlich deshalb von tief einschneidender sozialer Bedeutung, zumal für das weibliche Geschlecht, weil die Frau dadurch nicht mehr bloß für die Ehe und den Mann bestimmt erscheint. Vielmehr wird sie in die Lage versetzt, frei zwischen Ehe und Jungfräulichkeit zu wählen.“⁵⁸ Das Kloster als Lösung der Frauenfrage?⁵⁹ Als alternative Existenzmöglichkeit fiel diese Lösung jedoch in den protestantischen Ländern ohnehin weg und war wohl auch insgesamt in der modernen säkularisierten Gesellschaft etwas aus der Mode gekommen.⁶⁰

Abschließend soll nun danach gefragt werden, wie die betroffenen Frauen mit dieser Mischung aus Mitleid, Ablehnung, wohlwollendem Verständnis, Spott, gutem Willen und Verachtung sowie mit der neuen Situation umgehen.

4. Die Frau muß hinaus ins feindliche Leben

„Die Frau, welche bei den ganz veränderten ökonomischen Lebensbedingungen ins feindliche Leben hinausgestoßen worden ist, hat keine Zeit, zu fragen, ob sie minderwertig oder gleichberechtigt oder weiblich oder unweiblich sei, – sie hat das zu sein, was von ihr gefordert wird: die um ihre Existenz ringende, die arbeitende Frau, – wenn sie nicht untergehen will.“⁶¹ Und dennoch hat sie – wie wir wissen – danach gefragt, sowohl nach ihrer Emanzipation als auch nach ihrer Weiblichkeit. Nach 1871 lag zwar die Betonung auf der Mütterlichkeit⁶², die als „geistige Mütterlichkeit“ auch von Nicht-Müttern sowohl erwartet als auch in Anspruch genommen wurde, doch ihre Weiblichkeit wollten auch die meisten unverheirateten Frauen nicht in Frage gestellt sehen. Sie gehörte selbstverständlich zu den selbstbewußten Frauen, die in ihrem Beruf oder in der Frauenbewegung engagiert waren. Selbstverständlich jedenfalls für sie

selbst, in der gesellschaftlichen Wahrnehmung vielleicht weniger, so daß eigens darauf hingewiesen werden mußte: Lina Morgenstern beschreibt die Lehrerin und Schriftstellerin Marie Calm als „von kleiner, zierlicher Gestalt, sinnigen Gesichtszügen und anmüthigen, ehm weiblichen Bewegungen“.⁶³ Franziska Tiburtius ist voller Bewunderung für die erste deutsche Zahnärztin, Henriette Pagelsen: „Sie war damals noch eine junge, recht graziöse und elegante Frau, die sich in den Formen der guten Gesellschaft mit Selbstverständlichkeit bewegte, dabei origineell und geschickt.“⁶⁴ Vergleicht man mit diesen Charakterisierungen die Stereotypen der „alten Jungfer“ wird verständlich, warum es den Autorinnen wichtig war, die „Normalität“ und Weiblichkeit dieser unverheirateten Frauen zu betonen. Die vielfache Ablehnung des Begriffs der „Fratteneinanzipation“ auch von in der Sache engagierten Frauen ist paradoxerweise in diesem Zusammenhang zu sehen: „Emanzipierte“ Frauen galten als unweiblich, es waren „Frauen, die sich vernachlässigen, männliche Allüren annehmen, ihr Weibsein äußerlich und innerlich unterdrücken“⁶⁵ und von diesem Frauentypus wollte sich die Mehrheit der Frauen distanzieren. So zeigen auch die literarischen Beispiele von Frauen, die „auf eigenen Füßen“⁶⁶ stehen, immer die Gefahr des Verlustes von Weiblichkeit auf. Emma Laddey schickt schon in der Einleitung ihres Erzählbandes Grundsätzliches voraus: „Aber, wie diese Blätter euch aus thatenloser Ruhe, aus gedankenlosem In-den-Tag-leben aufwecken sollen, eben so sehr sollen sie euch warnen vor den Extravaganzen und falschen Emancipationsgelüsten, mit welchen ein großer Theil unserer Frauen ihrer eigenen Sache schadet. Denn die Weiblichkeit bleibt die kostbarste Zierde des Weibes, sie sucht euch vor Allem in des Lebens Mühen und Arbeit zu erhalten!“⁶⁷ Um diese Ermahnung zu bekräftigen, wird in einer der sieben Erzählungen unter dem Titel „Die Emanzipierte“ ein Beispiel falschverstandenen Bemühens um Selbständigkeit vorgeführt. So verständnisvoll hier die irregeleitete Seele auf den richtigen Weg zurückgeführt wird, so nachsichtig wurde auch sonst in Literatur und Ratgebern vornehmlich aus weiblicher Feder mit der Identitätskrise der Pionierinnen umgegangen, die allein und ohne männliche Begleitung den „dornenreichen Weg durchs Leben“⁶⁸ beschritten: „Man muß der Berufsfrau etwas zu Gute halten bei dem schweren Kampf ums Dasein. Gerade am Anfang ihrer Laufbahn hat die junge Lebensnovize oft etwas Eckiges, Rücksichtsloses, und es scheint, als ob sie den Zauber der Weiblichkeit abgestreift habe; es stellen sich ihr meist zu große Schwierigkeiten in den Weg.“⁶⁹ Nach diesen Anfangsschwierigkeiten versuchten jedoch die meisten alleinstehenden Frauen – in Literatur und Wirklichkeit – dem gängigen Weiblichkeitsideal zu entsprechen, wenn auch nicht als Gattin, so doch als Hausfrau, und in den meisten Frauenberufen des 19. Jh. konnten sie auch in

einer transzendenten Form Mutter sein. Mit dem Mythos von der „geistigen Mütterlichkeit“⁷⁰ konnte auf zwei gänzlich verschiedenen Argumentationsebenen die unverheiratete Frau gesellschaftliche und moralische Akzeptanz erlangen: Wie bei Maria konnten sich „die beiden höchsten, widerspruchsvollsten Kronen der Weiblichkeit – die Virginität und die Mütterlichkeit“⁷¹ – verbinden. Wenn von der Weiblichkeitstrias die Hausfrau und Mutter erhalten blieben, konnte die neue weibliche Lebensform die gesellschaftsgefährdenden Tendenzen nicht in dem Maße haben, wie anfangs befürchtet, und man konnte ihr die Billigung nur noch schwer verweigern. Mit dem Konzept der „geistigen Mütterlichkeit“ gelang es den alleinstehenden Frauen, die private weibliche Sphäre in die Öffentlichkeit zu tragen und die Grenzen zwischen den sonst – zumindest nach der Ideologie – getrennten männlichen und weiblichen Räumen durchlässiger zu machen. Die ledige Frau wurde gewissermaßen zum „verlängerten Arm“ der privaten Welt in die öffentliche.⁷²

Mit der dienenden, pflegenden, sorgenden Arbeit der Mütter verkörperten sie die eine Welt, indem sie ihre Tätigkeit jedoch innerhalb der männlichen Erwerbswelt ausübten, partizipierten sie gleichzeitig an der anderen. Im Gegensatz zu der leiblichen Mutterschaft wurde die „geistige“ entlohnt und sicherte den „unversorgten“ Frauen ihr Auskommen. Jedoch: „Der Preis für die Unabhängigkeit war die Zementierung gesellschaftlicher Stereotypisierung. [...] Viele alleinstehende Frauen, die Heiratsanträge zurückwiesen und kein Interesse an Kindern hatten, verbrachten ihr Leben damit, die Kernfamilie zu stärken und füt sie Propaganda zu machen.“⁷³

Ob nun von den Frauen freiwillig, als Trost für die entbehrte eigene Mutterschaft oder von der Gesellschaft als Komplettierung der sonst unvollständigen weiblichen Rolle auferlegt, das Konzept der „geistigen Mutterschaft“ basiert in beiden Fällen auf der Vorstellung von der alleinstehenden Frau als defizitärem Wesen, das der Ergänzung bedürfe. Mit der neuen Funktionszuweisung gelingt es zwar, der „alten Jungfer“ das Image der Lächerlichkeit und der Überflüssigkeit zu nehmen, ja sogar es positiv mit gesellschaftlicher Nützlichkeit zu besetzen, doch der Maßstab bleibt die als „natürliche Bestimmung des Weibes“ definierte Mutterschaft.⁷⁴ „Anknüpfend an die Leistung der Frau in der Familie, die immer den Kern und das wesentlichste Stück ihrer Kulturleistung sein wird“,⁷⁵ konnten die beruflichen Tätigkeiten wie Unterrichten, Pflegen, soziale und religiöse Arbeit legitimiert werden. Die alleinstehende Frau schien sogar besonders prädestiniert und moralisch verpflichtet, einer korrupten Welt mit weiblichen Tugenden entgegenzutreten und sie durch eine entsprechende Erziehungsarbeit langfristig zu verbessern. Von dieser „weiblichen Kulturaufgabe“ waren Männer qua Geschlecht dispensiert, verheiratete Frauen konnten aus Zeitgründen allenfalls

als freiwillige Wohltäterinnen daran teilnehmen. Die ehelosen Frauen partizipierten mit der „weiblichen“ Kulturaufgabe also zum einen an der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und erfüllten auch in ihrem zölibatären Erwerbsleben ihre „natürliche“ Geschlechtsrolle, zum anderen gelang es ihnen, aus ihrer ökonomischen und sozialen Marginalität herauszutreten. Die Ambivalenz und „Gefahr“, die sich dahinter verbarg, hatte Riehl schon vor der Durchsetzung der neuen weiblichen Lebensalternative gesehen. Seine Bemerkung über die Lehrerinnen geben die Ängste preis, die bürgerliche Männer angesichts der Entwicklung empfanden: „Diese Gruppe vereinzelter Frauen ist um so gefährlicher, weil sie in der That einen acht weiblichen Beruf üben, nur nicht in weiblicher Art. [...] Auch hier tritt immer wieder die Frage, wie die Familie diese tausend durch den weiblichen Lehrberuf sich absondernden Elemente auf's Neue an sich ziehen können [...] in den Vordergrund.“⁷⁶ Nun: Sie haben sich schließlich abgesondert und ein neues Rollenmuster geschaffen, das, wie Riehl richtig sah, Überlebenschancen hatte – weil es im Rahmen der Definition der Geschlechtscharaktere blieb und „ächti weiblich“ war.⁷⁷

Die neue weibliche Existenzform bedrohte zwar das bipolare Geschlechtersystem, indem sie die männliche dominierende Rolle als nicht zwingend notwendig entlarvte⁷⁸, jedoch hat diese Bedrohung das System bis heute nicht grundsätzlich erschüttert. Zu viele Frauen waren bereit, die ihr in der bürgerlichen Ehe zuge dachte „weibliche“ Rolle – auch außerhalb der Ehe – zu spielen. Wenn sie dann auch noch nicht wirklich glücklich waren – und für die meisten war das Korsett ihrer Sozialisat ion und der sozialen Kontrolle zu eng, als daß sie hätten wirklich frei aimen können –, konnte ihr Aussehen an der Norm gebilligt werden.⁷⁹ Die verbreiteten Bilder der „alten Jungfer“ stabilisierten das Klischee von dem unglücklichen, nicht beneidenswerten Leben einer unverheirateten Frau. Galt dieses auch nicht mehr notwendigerweise als „verfehlt“, so doch am „eigentlichen“ Leben einer Frau vorbeigehend.⁸⁰ Happy-End eines weiblichen Lebens bildete nun einmal die Heirat und die Familiengründung, auch wenn die Bildungsbemühungen und -erfolge nicht mehr ignoriert werden konnten: „Und auch die heranwachsenen Frauen, auch diejenigen, die ihr Hütchen durch einen Doktorhut ersetzt haben, bekennen, wenn sie offen sein wollen, doch ohne Schen, daß ihr Ideal eine eigene Familie sein würde.“⁸¹ Deshalb durfte das alternative Frauenleben auch nicht nach Selbstverwirklichung aussehen, sondern mußte wie in der Ehe in erster Linie dem Gesetz der weiblichen Selbstlosigkeit und Aufopferung für andere entsprechen.⁸²

Doch auch wenn für viele alleinstehende Frauen ihr Ideal tatsächlich in der Ehe bestanden haben mag, so sahen sie dennoch ihr Leben außerhalb der weiblichen Normalbiographie nicht notwendigerweise als gescheitert an, wie

es die Fremdwahrnehmung suggeriert. Auch schon im 19. Jh. galt für einige „Singles“: „Keinen Mann um jeden Preis.“⁸³ In welche Entscheidungsschwierigkeiten die neue Wahlmöglichkeit eine Frau bringen konnte, zeigt Lucy Schoiz am Beispiel ihrer Schwester.⁸⁴ Dodo war eine typische „Tante“. Nachdem sie ihre Eltern bis zu deren Tod gepflegt hatte, wurde sie von den Geschwistern „weitgereicht“ und sprang als guter Geist der Familie immer dort ein, wo Not an der Frau war. „Sie hatte einige Zeit wohl die Absicht, sich einen eigenen Wirkkreis zu gründen, es fehlte ihr aber vor allen Dingen die Nothwendigkeit dazu.“⁸⁵ Sie entschließt sich dann dennoch, „das Herumsitzen bei den Schwestern auf zu geben und selbst etwas zu sein und zu leisten“.⁸⁶ Sie nimmt eine Stelle als Hausdame an, „bekommt also eine Thätigkeit, die sie ausfüllen kann und verdient dabei ein ganz schönes Geld, bei völlig freier Station 80 M monatlich, da kann sie sich auch etwas hübsches sparen und braucht sich bei Niemand zu bedanken.“⁸⁷ Doch es kommt anders: „Dodo war in der letzten Zeit oft in großer Aufregung bei uns. Sie dauert mich aber auch wirklich, jetzt ist sie in ihrer neuen Stellung so froh und befridigt gewesen, nun macht ihr der Herr Wesels schon nach kaum zwei monatlichem zusammen sein einen Heirathsantrag. Unter anderen Umständen wäre dies ja ein großes Glück für sie. Der Mann ist gut situirt, hat allerdings drei erwachsene Kinder, das wäre ja aber kein Grund. Er selbst hat aber nur eine Hand und hört fast nichts. Dabei ist er nun schon 58 Jahre alt. Er ist aber ein feiner und gebildeter Mensch, Dodo ist in einem Dilemma, sie weiß nicht, was sie thun soll. Das schöne eigene Heim, welches er ihr bietet reizt die arme Waise natürlich auch.[...] Ich bin neugierig, was wird, denn Dodo hat ja wohl anscheinend abgelehnt, ich glaube aber nicht, daß die Sache damit aus und erledigt ist. Ich weiß auch nicht, ob ich ihr wünschen soll, daß etwas daraus werde. Wenn man wie sie schon 40 Jahre alt geworden ist, so ist das immer ein schwerer Schritt, wenn nur die Vernunft und nicht die Liebe ausschlag gehend ist.“⁸⁸ Wie groß das Dilemma tatsächlich war und wie unsicher auch die beobachtende Schwester angesichts der plötzlichen Wahlmöglichkeit ist, zeigt der Ausgang der Geschichte: Dodo heiratet ihren Arbeitgeber schließlich doch, und die Schwester kommentiert: „Es ist doch wahrscheinlich die letzte Gelagenheit im Leben gewesen, ihre Existenz zu sichern und wäre sehr thöricht gewesen wenn sie dieselbe von der Hand gewiesen.“⁸⁹ Wirkliches Vertrauen in die alternative Existenzsicherung schienen weder Dodo noch ihre Schwester gehabt zu haben.

Alice Salomons (1872–1948) Antwort auf die Frage, warum sie nicht geheiratet habe, ist eher grundsätzlicher Art: „Sicherlich nicht aus Prinzip. Letzte Lebensfragen entscheidet ein lebendiger Mensch aus dem Gefühl, nicht aus vorgefaßten Ideen. Ich bin immer überzeugt gewesen, daß Ehe und

Mutterschaft die Krone im Leben der Frau sein können – wenn es die rechte Ehe ist, die in gegenseitiger Liebe und in gegenseitigem Vertrauen geschlossen werden kann. Und ich bin heute überzeugt, daß für viele Frauen auch eine Ehe, die hinter diesem Ideal zurückbleibt, der beste Weg ist – weil eben eine Lebensgestaltung unter eigener Verantwortung und in voller Selbständigkeit über ihre Kraft geht. Aber einige Frauen sind für das einsame Leben bestimmt. Es gibt Frauen mit einer geistigen und sittlich-tatkräftigen Natur, für die ein Komproñuß in dieser wichtigen Lebensentscheidung seelischen Tod bedeutet, für die eine Ehe, die das Ideal nicht vollkommen verwirklicht, das Opfer ihrer höheren Kräfte zugunsten der Befriedigung der niederen ist. Für solche Frauen ist es tausendmal besser, allein zu bleiben, als ohne Liebe und Vertrauen eine Ehe zu schließen. Das, worauf es für solche Frauen ankommt, ist, daß sie das Schicksal, das ihnen wird, nicht resigniert hinnehmen, sondern daß sie es annehmen und positiv gestalten. Wenn das gelingt, dann ist auch das Leben allein ein erfülltes Leben, das seine Bestimmung erfüllt.⁹⁰

„Positiv gestalten“ wollte auch Anna Ettlinger (1841–1934) ihr Leben. Sie lehnte mehrere Heiratsanträge ab, was ihre Mutter sehr bekümmerte, nicht nur um Annas eigener Zukunft willen, sondern auch weil sie den jüngeren Schwestern ein schlechtes Beispiel gab. Anna widersetzte sich eigensinnig und erfolgreich den Plänen ihrer Eltern: „Die Ausbildung meiner eigenen Fähigkeiten war es, nach der ich in jenen sechziger Jahren, von denen ich erzählte, suchen ging. Meine Eltern sahen ein Glück für mich nur auf dem Weg, den meine älteren Schwestern gegangen waren: ich sollte heiraten. Dadurch machte ich in jedem gegebenen Fall die schwersten inneren und manchmal auch äußeren Kämpfe durch. Wie furchtbar schmerzlich war es mir immer, den so wohlgemeinten Wünschen meiner Eltern mit einem ‚nein‘ entgegentreten zu müssen und überdies einen mir wohlgesinnten Mann durch meine Zurückweisung zu kränken. Ich konnte aber nicht anders. Ich wütete heute, wenn ich jung wäre und dabei meine jetzige Erfahrung hätte, wieder so handeln müssen, nicht weil ich die Ehe niedrig, sondern weil ich sie hoch einschätze. Eine Ehe ohne Liebe und ohne ein gemeinsames inneres Leben war ein Ding der Unmöglichkeit für mich. Das empfand ich um so tiefer, weil ich erlebt hatte, was solche innere Gemeinschaft bedeuten kann. Wohl gab es mir zu denken, als ein alter Freund unseres Hauses, Advokat L. mir sagte, ich tue unrecht, nicht zu heiraten, ich könne einen anderen damit glücklich machen. Aber meine späteren Erfahrungen haben mir gezeigt, daß ich in jedem einzelnen Fall von einem richtigen Gefühl geleitet worden war und in einer meinem Wesen ganz fremden Welt keineswegs eine Glücksspenderin hätte werden können.“⁹¹ Interessant an diesem Rückblick sind die beiden Argumentationsstränge, die Anna zu ihrer Rechtfertigung wählt: Zum einen

bekannt sie sich zu dem Wunsch, ihre eigenen Fähigkeiten auszubilden, nimmt diesem egoistischen Motiv jedoch die Spitze, indem sie argumentiert, daß sie der erwarteten weiblichen Rolle vermutlich ohnehin nicht gerecht geworden wäre und keinen Mann glücklich gemacht hätte. Völlig „unangreifbar“ macht sie ihre Entscheidung, indem sie sich nicht grundsätzlich gegen die Ehe ausspricht. Sie begründet ihre Verweigerung im Gegenteil mit deren innigster Befürwortung. Sie lehnt sich weder grundsätzlich noch in ihrer Lebensweise gegen die Erwartungen der bürgerlichen Gesellschaft auf: Sie akzeptiert die Ehe – wenn auch nicht für sich – und ergreift einen „weiblichen“ Beruf: Sie wird Lehrerin.

Anna Ettliger ist noch in anderer Hinsicht gewissermaßen ein Idealtypus der alleinstehenden bildungsbürgerlichen Frau: Sie wohnte als Pensionärin bei zwei Schwestern, von denen die ältere Emma den Haushalt führte, während die jüngere Mathilde als Pianistin und Musiklehrerin den Unterhalt verdiente. Nur wenige unverheiratete Frauen lebten allein. Die meisten blieben in der Ursprungsfamilie und wohnten nach dem Tod der Eltern bei Geschwistern, oft auch wie hier mit der ebenfalls ledigen Schwester oder dem Bruder zusammen. Eine eigene Wohnung konnten sich nur wenige leisten, und möblierte Zimmer bedeuteten für die Töchter aus bürgerlichen Verhältnissen ein Statusverlust. In vielen „weiblichen“ Berufen bestand die Möglichkeit, am Arbeitsplatz zu wohnen. Krankenhäuser, Schulen und karitative Organisationen stellten oft Kost und Logis gegen Abzug vom Gehalt zur Verfügung.⁹² Viele ledige Frauen teilten sich mit Freundinnen eine Wohnung. Die Vorteile, die solche Lebensgemeinschaften von Frauen boten, schildert Louise Otto überzeugend: „Da ist es nun jetzt sehr üblich geworden, daß zwei so alleinstehende Freundinnen ziemlich gleichen Alters, gleicher Lebensanschauungen und Gewohnheiten, als auch gleicher pekuniärer Verhältnisse, oft auch gleichen Berufes zusammenziehen und einen gemeinsamen Haushalt einrichten. Zuweilen auch ist es ein gemeinsames Wirken [...], das sie zusammenführt – und sie bleiben dann noch verbunden, wenn diese Tätigkeit geendet. Dann genießen sie zusammen einen friedlichen Feierabend, sind bewahrt vor dem oft schweren Los eines vereinsamten Alters. Schon unter unseren Vereinsmitgliedern und Abonnentinnen kennen wir viele solche Genossinnen, einige sogar, Schriftstellerinnen, Lehrerinnen, Musikerinnen, die schon über ein Vierteljahrhundert so treu zusammengehalten haben. Außer der idealen Seite des freundschaftlichen Zusammenlebens kommt noch die sehr praktische dazu, daß so der Haushalt viel weniger kostet und dabei größere Annehmlichkeiten bietet als wenn jede der Damen einen solchen für sich allein führt. Schon die Wohnung kostet keineswegs das Doppelte – auch wenn jede der Damen 2 Zimmer für sich allein hat – Salon, Küche und Vorratsräume

werden sie doch gemeinsam benutzen. Statt 2 Dienstmädchen genügt eine Bedienung. In Krankheitsfällen ist jede der Damen die zarteste Pflegerin der anderen. Reisen, Ausfahrten und Sommerfrischen – bei allen wird durch dies Gemeinsame erspart. Und wie viel größer sind noch die Vorteile im Alter – wo alte Damen nicht mehr allein ausgehen können oder auch nur nicht wollen.“⁹³

Es ist für viele der Lebensgemeinschaften, wie wir sie beispielsweise aus der alten Frauenbewegung kennen, nicht eindeutig festzustellen, ob eine lesbische Beziehung bestand.⁹⁴ Frauenfreundschaften schienen jedoch weniger nach ihrer Intensität hinterfragt worden zu sein: die „Abweichung“ von der Norm bestand grundsätzlich schon in der gleichgeschlechtlichen, nicht ehelichen Gemeinschaft.⁹⁵

War es Junggesellen grundsätzlich und finanziell eher möglich, eine Wohnung allein zu bewohnen⁹⁶, so blickten sie manchmal doch auch neidvoll auf die Frauen: „Wahrlich, die Frauen haben es lange nicht so nötig zu heiraten, wie die Männer. Sie schaffen sich ihr trautes Nest, sie wissen sich zu helfen, sie können liebevolle Genossinnen um sich haben.“⁹⁷ Die Fähigkeit zur Schaffung eines „trauten Heims“ ist also ebensowenig wie die „geistige Mütterlichkeit“ an die Ehe gebunden, entspricht sie doch einem „natürlichen“ weiblichen Charakterzug. Auch dies ein immer wieder auftauchendes Klischee: Junggesellen wohnt zwar „elegant“ und „stilvoll“⁹⁸, die vier Wände von Frauen jedoch „atmen Leben, Frohsinn und Behaglichkeit“.⁹⁹ Nicht nur in den entsprechenden Erzählungen und Romanen, sondern auch in den Autobiographien wird diese weibliche Begabung, sich eine „behagliche Häuslichkeit“ zu schaffen, betont.¹⁰⁰ Selten wird berufstätigen, nicht verheirateten Frauen zugestanden, was für Junggesellen als Selbstverständlichkeit galt: „eine zuverlässige Wirtschafterin, [die] ihr die häuslichen Geschäfte abnimmt.“¹⁰¹ Akzeptabel ist allenfalls, daß eine ebenfalls ledige Schwester diese Aufgabe übernimmt.

Wenn solche weiblichen Lebensgemeinschaften auch weitgehend die Billigung der Gesellschaft fanden, so heißt das nicht, daß sie nicht dennoch der Boshaftigkeit und den Vorurteilen vor allem von männlichen Beobachtern ausgesetzt waren: „Weibliche Freundschaften sind selten und sogar bis zu einem gewissen Punkte unnatürlich und am wenigsten wird sie dieselben unter den Schicksalsgenossinnen suchen wollen, die nur noch mehr Melancholie und Verbitterung in ein Heim tragen werden, das davon ohnehin genug und zuviel hat.“¹⁰² Diesem trostlosen Bild entsprechend wird hier auch die weibliche Fähigkeit zur Schaffung von Gemütlichkeit ins Gegenteil verkehrt und dem Hauswesen der unverheirateten Frau prophezeit, daß es „ein ungastliches und verlassenes“ sein wird. Die Abweichung von der Norm kann per se keine positiven Begleiterscheinungen haben, die Frau ohne Mann kann nur melan-

chologisch und verbittert sein. Zwar wird auch die „Behausung“ des Junggesellen als kalt und öde beschrieben, jedoch: „Der Hagestolz läuft in Kaffeehäuser und Kneipen, tritt in Klubs ein, die schlecht und recht die Familie ersetzen, geht allein spazieren, reist allein und hat hundert Mittel, sich über die Kälte und Öde seiner Behausung ohne Weibes- und Kindesliebe hinwegzutäuschen. Alle diese Tröstungen sind der alten Jungfer versagt und sie bleibt zu lebenslänglicher Einzelhaft in ihrer Schwermuth über ein verfehltes Dasein verurtheilt.“¹⁰³

Das Kiischee von der verfehlten Existenz lebte also in vielen Männerphantasien und Frauenängsten fort. Dahinter standen nicht nur Mißgunst und Opposition, sondern auch die Bedrohlichkeit von Lebensformen, die Männer ausschlossen und ihrer ganz offensichtlich nicht lebensnotwendig bedurften. Die Zugeständnisse, die Frauen machten, um diese Ängste als unbegründet erscheinen zu lassen, waren groß, trotzdem offensichtlich nicht völlig überzeugend. Eines der wichtigsten Zugeständnisse war die Akzeptanz der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung auch außerhalb des Familienlebens.

Mit der Etablierung des neuen Lebensmusters gingen alte, aber auch neue Weiblichkeitsbilder und Frauenrollen einher. Im Unterschied, oder besser: Im Gegensatz zum Junggesellen war die „alte Jungfer“ über ihre Jungfräulichkeit definiert.¹⁰⁴ Der Verzicht auf Sexualität war ein Preis, den Frauen für die ehelose Lebensform bezahlen mußten, wollten sie nicht gänzlich mit der bürgerlichen Gesellschaft brechen.¹⁰⁵ Viele Frauen machten daraus eine Tugend und erhoben die sexuelle Enthaltensamkeit zur selbstgewählten Entsagung. Sie komplettierte die rein psychische, nicht physische Mutterschaft und schuf andererseits einen Kontrast zum ausschweifenden Junggesellenleben. Virginität und Keuschheit verliehen dem Anspruch auf die geistige Führerschaft eine zusätzliche Legitimation.¹⁰⁶

Vor dem Hintergrund des neuen Selbstbewußtseins der ledigen Frau erscheint der Wunsch verständlich, das alternative Frauenleben nicht weiterhin in seinem Verhältnis zur Ehe, zum Mann und biologisch zu definieren, wie es die Bezeichnung „alte Jungfer“ und die Anrede „Fräulein“ taten. Schon 1871 wurde im „Frauen-Anwalt“ die neue Sachlage dargelegt und auf die im Vergleich zum unverheirateten Mann, der auch nicht mit „Herrlein“ angesprochen werde, diskriminierende Praxis hingewiesen. Deshalb „darf das Weib, welches sich ohne männliche Beihilfe, ... aus eigener Kraft eine selbständige Stellung errang, präbendieren, auch den würdevollen Namen ‚Frau‘ beigelegt zu erhalten. Es ist überhaupt eine ernste Forderung des Zeitgeistes, daß das Weib eine selbständige, rein menschliche, vom Verhältnis zum männlichen Geschlechte unabhängige Geltung erstrebe und daß es demnach nicht mehr für die Gesellschaft als vermählt oder unvermählt von vornherein rangiert und klassifiziert werde. Für das Weib soll in Zukunft Liebe und Ehe lediglich eine

heilige, unantastbare Herzens- und Privatangelegenheit sein, keine gesellschaftliche Lebensfrage, und Frauen, d.h. vollbürtige Gesellschaftsglieder, denen man in Form und Wesen gleicherweise Achtung und Berücksichtigung zollt, das sollen alle sein, auch die Unverheirateten.¹⁰⁷

- 1 Titel eines Beitrags von Ellen Lucia im „Volksgarten“, Jg. 2, 1864, S. 712-717.
- 2 W. H. Riehl, *Die Familie*, vierter unveränderter Abdruck, Stuttgart 1856, S. 86.
- 3 Ebenda, S. 97.
- 4 Nach H. J. Teuteberg, *Zur Genese und Entwicklung historisch-sozialwissenschaftlicher Familienforschung in Deutschland*, in: *Iters./ P. Borscheid (Hrsg.), Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit*, Münster 1983, S. 35f. wurde Malthus' bereits 1807 in deutscher Übersetzung erschienener „Versuch über die Bedingungen und Folgen der Volksvermehrung“ intensiv rezipiert.
- 5 Riehl, *Die Familie (Anm.2)*, S. 97.
- 6 Ebenda, S. 70. Doch auch Riehl möchte einer „einsamen“ Frau diese Alternative nicht in jedem Fall verwehren, aber sie soll wirklich an letzter Stelle stehen: „Kann sie nicht alte Tante werden, dann gibt es vielleicht ein Kloster, wo sie arme Kinder erziehen und in einem großen Hause mit anderen Nonnen zusammenleben und wirken kann. Schickt es sich aber auch mit dem Kloster nicht, dann möge sie in Gottes Namen Frauenvereine gründen und leiten.“
- 7 S. IX: „Ich möchte, daß das Buch auch als ein kleines Kunstwerk erfunden würde – nennt's meinetwegen ein Idyll vom deutschen Hause – und so als Hausbuch sich einbürgere in dieser und jener Familie, namentlich auch bei den deutschen Frauen!“
- 8 Vgl. U. Gerhard, *Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1978, S. 148-153. Riehls Schrift erlangte bis 1935 17 Auflagen (vgl. ebenda, S. 149).
- 9 A. Kühne, *Giebt es ein Mittel, die Lage der unversorgten Mädchen und Wittwen in den Mittelständen zu verbessern? Eine sozialpädagogische Frage*, Berlin 1859.
- 10 Ebenda, S. 3; vgl. dazu auch G. Göckenjan/A. Taeger, *Matrone. Alte Jungfer, Tante. Das Bild der alten Frau in der bürgerlichen Welt des 19. Jh.*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 30 (1990), S. 43-79, hier S. 58.
- 11 Kühne, *Giebt es ein Mittel*, S. 5.
- 12 Ebenda, S. 6.
- 13 H.-U. Bussemer, *Frauenemanzipation und Bildungsbürgertum*, Weinheim/Basel 1985, S. 27; U. Frevert, *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*, Frankfurt/M. 1986, S. 117.
- 14 Vgl. allgemein M. Segalen, *Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie*, Frankfurt/New York 1990, S. 146-148. Für das 18. Jh.: O. Hufton, *Women without men: Widows and Spinners in Britain and France in the Eighteenth Century*, in: *Journal of Family History*, Winter (1984), S. 355-376.
- 15 Vgl. z.B. O. Schrader, *Der Mann als Hagestolz*, in: *Mann und Weib. Ihre Beziehungen zueinander und zum Kulturleben der Gegenwart*, hrsg. von R. Kolßmann und Jul. Weiß, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1908/1909, Bd. 1, S. 223-242, hier S. 235: „Ist in Deutschland [...] die Zahl der Ehelosen eine so große, daß sie für das Wohl der Gesamtheit bedrohlich geworden ist, oder bedrohlich zu werden anfängt?“
- 16 Vgl. Bussemer, *Frauenemanzipation*, (Anm. 13), S. 23 mit Anm. 87 u. 88.
- 17 Nicht immer klingt seine Korrektur so unverblümt wie bei R. E. Mey: „Das Resultat unserer Untersuchung ist also, daß im Heiratsalter überhaupt kein Frauenüberschuß vorhanden ist [...]. Das Plus der Frauen liegt also nicht im Heiratsalter, sondern entsteht erst nach dem Heiratsalter.“ R. E. Mey, *Der Überschuß an deutschen Frauen und ihre Heiratsaussichten*, in: *Jahrbuch*

„Das Loos der unverheiratheten Mädchen“

- für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, 34. Jg., Leipzig 1910, S. 965–982, S. 64f.
- 18 H. Haake (Die Ehelosen, eine bevölkerungs- und sozialstatistische Betrachtung, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, 42. Bd., 1911, S. 1–32, S. 4) ermittelt für die Jahre von 1876 bis 1908 ein durchschnittliches Heiratsalter bei Männern zwischen 28,9 und 29,7 Jahren. Die neue Untersuchung von J. Knodel und M. J. Maynes, Urban and Rural Marriage Patterns in Imperial Germany, in: Journal of Family History, 1, 2 (1976), S. 131 unterscheidet für 1880 zwischen Stadt mit einem durchschnittlichen Heiratsalter von 28,5 gegenüber 27,9 auf dem Land. H.-G. Haupt (Männliche und weibliche Berufskarrieren im deutschen Bürgertum in der zweiten Hälfte des 19. Jh.: Zum Verhältnis von Klasse und Geschlecht, in: GG 18 [1992], S. 143–160, hier: S. 155) gibt für die öffentlichen Beamten in Preußen um 1880 ein Durchschnittsalter von 33 Jahren an.
 - 19 Knodel/ Maynes, Urban and Rural Marriage Patterns, S. 131 geben für Städte über 20 000 Einwohner 26,1, für das Land 25,4 als Heiratsalter an; vgl. H. Rosenbaum, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jh., Frankfurt/M. 1982, S. 332.
 - 20 Nach mehreren Untersuchungen hat man sich darauf geeinigt, für „Ledige“ das Alter von über 40 zugrunde zulegen, weil danach eine Erstheirat selten ist, vgl. z.B. Haake, Die Ehelosen (Anm. 18), S. 2; L. Braun, Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwicklung und wirtschaftliche Seite, Leipzig 1901, S. 163.
 - 21 F. Zahn, Erwerbstätigkeit und Ehe, in: Mann und Weib II (Anm. 15), S. 224–250, hier S. 228f. Zahn gibt für diese Statistik keine Jahreszahlen an. Er betont jedoch immer, die letzten Zählungen zu benutzen, und da das Werk 1908 erschienen ist, er sogar eine Zählung von 1907 noch erwähnt (S. 229. Anm.) dürften die Zahlen um die Jahrhundertwende ermittelt worden sein.
 - 22 Ebenda, S. 229; die neuere Statistik von Knodel und Maynes (Anm. 18) stellen über die allgemeinen Zahlen hinaus starke regionale Schwankungen fest. Danach lagen 1880: im Süden Deutschlands die Zahl der alleinstehenden Frauen zwischen 45 und 49 Jahren bei 16,7%, die der gleichaltrigen Männer bei 11,5%, im Osten hingegen waren in der gleichen Altersgruppe nur 7,9% Frauen und 5,7% Männer ledig (S. 139). Vgl. für eine regional differenzierte zeitgenössischen Statistik Haake, Die Ehelosen (Anm. 18), S. 5.
 - 23 Zahn, Erwerbstätigkeit und Ehe (Anm. 21), S. 228–229; statt 21 als Mündigkeitsalter wurde von 20 ausgegangen, weil für 21 Jahre keine Zahlen vorlagen, vgl. ebenda, S. 228, Anm.
 - 24 So in der Gartenlaube vom 1. Januar 1905 auf der Titelseite unter der Überschrift: „Preisfrage: Wie verheirate ich meine Tochter?“, zit. nach I. Otto, Bürgerliche Töchtererziehung im Spiegel illustrierter Zeitschriften von 1865 bis 1915, Hildesheim 1990, S. 60.
 - 25 So z.B. H. Lange/G. Bäumer (Hrsg.), Handbuch der Frauenbewegung, Bd. IV: Die deutsche Frau im Beruf, Berlin 1902, S. 21: „Einzeln Schwankungen, je nach den Jahren wirtschaftlichen Aufschwungs und wirtschaftlicher Krise haben dazu verleitet, von einer allgemeinen Abnahme der Eheschließungen zu sprechen; aber das sind irriige Schlüsse.“ Nach Haake, Die Ehelosen (Anm. 18), S. 4 lag die Heiratsfrequenz in den Jahren 1841 bis 1908 mit nur geringen Schwankungen bei 8 auf 1000 der mittleren Bevölkerung. Allerdings dürfte die Aufhebung der Ehebeschränkung 1868 einen Anstieg der Ehen in den unteren Schichten nach sich gezogen haben, so daß eine Abnahme der Ehen in den oberen Schichten möglich ist, bei schichtenundifferenzierten Statistiken aber nicht sichtbar wird. Nach Braun, Frauenfrage (Anm. 20), S. 167 und bestätigt in der neueren Studie von B. Greven-Aschott, Die bürgerliche Frauenbewegung in Deutschland 1894–1933, Göttingen 1981, S. 46 liegt eine schichtdifferenzierte Untersuchung nur für dänische Verhältnisse vor. Vgl. auch F. Prinzing, Die alten Junggesellen und die alten Jungfern in den europäischen Staaten jetzt und früher, in: Zeitschrift für Sozialwissenschaft VIII. Jg. (1905), S. 615–622, 713–719.

- 26 Vgl. dazu M. Freudenthal, *Gestaltwandel der städtischen, bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft zwischen 1860 und 1910*, mit einem Vorwort und hrsg. von K. Rutschky, Frankfurt/M.-Berlin 1986; G. Hermes, *Ein Preußischer Beamtenhaushalt 1859-1890*, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, 76. Jg. (1921), S. 43-92, 268-295, 478-486.
- 27 Nach J. Pierstorff, *Frauenarbeit und Frauenfrage*, in: *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*, Bd. 3, Jena 1892, S. 641-662 „vorzugsweise die Kreise des gebildeten Mittelstandes, besonders der städtischen Bevölkerung, des Beamten- und Offizierstandes, des Kaufmannstandes, der freien Berufe, mithin Kreise, in denen die gehobene soziale Stellung der Familie des Fundaments einer hinreichend gesicherten Vermögenslage vielfach entbehrt.“ (S. 653).
- 28 Ein sehr typisches Beispiel ist die Familie Theodor Mommsens. Mommsen hatte sechs Söhne und sechs Töchter, von denen nur eine geheiratet hat. Daß der Vater der Frauenbewegung „Verständnis entgegenbrachte“, leuchtet ein, doch seine Tochter Adelheid räumt ein: „Dieses Verständnis betätigte er freilich weniger prinzipiell und für die Allgemeinheit als für die eigenen Töchter und auch dann nur auf unsere Anregung.“ (A. Mommsen, *Mein Vater. Erinnerungen an Theodor Mommsen*, München 1992, S. 88f.)
- 29 Abgesehen von den statistischen und „wissenschaftlichen“ Untersuchungen wurde die Diskussion sehr rege geführt in den illustrierten Zeitschriften, wie „Die Gartenlaube“, „Über Land und Meer“, „Daheim“, „Illustrierte Zeitung“. Vgl. dazu Otto, *Bürgerliche Töchtererziehung* (Anm. 24), die sich mit diesen Zeitschriften auseinandersetzt.
- 30 Vgl. Bussemmer, *Frauenemanzipation* (Anm. 13), S. 28f.; Otto, *Bürgerliche Töchtererziehung* (Anm. 24), S. 71.
- 31 Vgl. dazu H. Lange, *Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen*, Leipzig 1908, S. 15f.: „Wer mit den Lebensschicksalen von Lehrerinnen bekannt ist, der weiß, daß hier sehr vielfach die Notwendigkeit für die Tochter, einen Beruf zu ergreifen, damit zusammenhängt, daß für die sogenannten Standespflichten der Söhne zu viel ausgegeben werden muß. Andererseits verringern eben diese an den Mittelstand, an Beamte und Offiziere gestellten Ansprüche die Heiratschancen für die Töchter dieser Kreise. Sie kommen als Heiratskandidatinnen für die Söhne ihrer eigenen Schicht in der Regel kaum in Betracht. Die müssen eben versuchen, sich durch eine reiche Frau die notwendige Grundlage für den Lebensstil zu verschaffen, der mehr und mehr von ihnen verlangt wird.“ Vgl. Haupt, *Männliche und weibliche Berufskarrieren* (Anm. 18), S. 143-160.
- 32 Hermes, *Ein preußischer Beamtenhaushalt* (Anm. 26), S. 281.
- 33 P. Borscheid, *Geld und Liebe. Zu den Auswirkungen des Romantischen auf die Partnerwahl im 19. Jh.*, in: *Ehe, Liebe, Tod* (Anm. 4), S. 112-134; Rosenbaum, *Formen der Familie* (Anm. 19), S. 334, Vgl. zeitgenössisch u.v.a.: E. Gystrow, *Liebe und Liebeseben im 19. Jahrhundert*, Berlin 1902, S. 27.
- 34 Lange/Bäumler, *Handbuch* (Anm. 25), Bd. IV, S. 22.
- 35 Vgl. z.B. Kühne, *Giebt es ein Mittel* (Anm. 9), S. 9.
- 36 S. 23f. „Die Möglichkeit der Ehe wird erleichtert, indem ihre Grundlage eine größere Sicherheit erhält. Ein Mädchen, das in die Ehe ein Kapital Arbeitsvermögen mitbringt, ist in sozialer Beziehung einem reichen Mädchen gleich und in moralischer Beziehung von ungleich größerem Werthe. Die Zahl der Ehelosen beider Geschlechter muß sich alsdann reduzieren.“ Vgl. auch Lucia, *Das Loos der unverheiratheten Mädchen* (Anm. 1), S. 715: „Auch glaube ich würden die Männer bald achtungsvoller von den Frauen denken und weniger heiratscheu sein, wenn sie sähen, daß jene nicht nur zu verbrauchen, sondern auch – gleich ihnen – zu erwerben verstehen.“
- 37 O. A. H. Schmitz, *Warum die glücklichen Ehen seltener werden*, in: *Über Land und Meer*, 1912, Nr. 38, S. 388.
- 38 Ebenda.
- 39 U. Wischermann, *Idylle oder Behaglichkeit? Die Frauenfrage in der illustrierten Presse des 19.*

„Das Loos der unverheiratheten Mädchen“

- Jahrhundert, in: *Frauen in der Geschichte VI. Frauenbilder und Frauenwirklichkeiten*, Düsseldorf 1985, S. 183–205, hier S. 187 u. 191.
- 40 K. Wallraf, Die „Bürgerliche Gesellschaft“ im Spiegel deutscher Familienzeitschriften, Köln 1939, S. 63; zum Begriff der „Überweiblichkeit“ vgl. Riehl, *Die Familie* (Anm. 2), Kap: Die Emancipirung von den Frauen, S. 50-86.
- 41 Ebenda, S. 70.
- 42 Vgl. B. Schmaußer, *Blaustrumpf und Kurtisane. Bileter der Frau im 19. Jahrhundert.*, Zürich 1991, S. 139.
- 43 A. Bebel, *Die Frau und der Sozialismus*, Berlin-Bonn 1985, S. 180.
- 44 H. Groß, Über die kriminalistische Bedeutung der „alten Jungfer“, in: *Sexual-Probleme*, 7 (1911), S. 150.
- 45 Vgl. Schmaußer, *Blaustrumpf* (Anm. 42), S. 141.
- 46 J. Weiß, Das Weib als alte Jungfer, in: *Mann und Weib I* (Anm. 15), S. 416f. Vgl. zum Stereotyp der „alten Jungfer“ C. Dauphin, *Histoire d'un stéréotype, la vieille fille*, in: A. Farge/Ch. Klapisch-Zuber (Hrsg.), *Madame ou Mademoiselle? Itinéraires de la solitude féminine 18e-20e siècle*, Paris 1984, S. 207-232.
- 47 Weiß, *Das Weib als alte Jungfer*, S. 417.
- 48 Ebenda, S. 418.
- 49 Ebenda, S.418f.
- 50 C. Smith-Rosenberg, *Weibliche Hysterie. Geschlechtsrollen und Rollenkonflikt in der amerikanischen Familie des 19. Jahrhunderts*, in: C. Honegger/B. Heintz (Hrsg.), *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*, Frankfurt/M. 1984, S. 191-215; R. Schaps, *Hysterie und Weiblichkeit. Wissenschaftsmythen über die Frau*, Frankfurt/M.-New York 1992.
- 51 Vgl. dazu Bebel, *Die Frau* (Anm. 43, S. 181), der zum „verderblichen Einfluß unterdrückter Naturtriebe“ meint: „Die sogenannte Nymphomanie bei Frauen wie zahlreiche Arten der Hysterie entspringen in den meisten Fällen dieser Quelle. Zu hysterischen Anfällen führt ferner das Unbefriedigtsein in der Ehe, das oft auch Unfruchtbarkeit verschuldet.“
- 52 F. Zimmer, *Die beiden Geschlechter innerhalb des Bürgertums*, in: *Mann und Weib III* (Anm.15), S. 271–310, hier S. 293.
- 53 *Das Weib als alte Jungfer*, in: *Mann und Weib I* (Anm. 15), S. 421.
- 54 Ebenda, S. 419.
- 55 Borscheid, *Geld und Liebe* (Anm. 33), S. 122; Rosenbaum, *Formen* (Anm. 19), S. 338.
- 56 Bussemer, *Frauenemancipation* (Anm. 13), S. 25.
- 57 Rösler, *Frauenfrage*, in: *Staatslexikon*, 2.Bd., Freiburg 1901, Sp.575.
- 58 Ebenda.
- 59 Wenn auch eher polemisch, hat sich auch schon Riehl ein halbes Jahrhundert vorher mit dieser Idee beschäftigt (vgl. Anm. 2, S. 70 und 106.)
- 60 Vgl. Greven-Aschoff, *Bürgerliche Frauenbewegung* (Anm. 25), S. 47; zu England M. Vicinus, *Independent Women. Work and Community for Single Women 1850-1920*, London 1985, Kap.: *Church Communities: Sisterhoods and Deaconesses' Houses*, S. 46-84; zu Frankreich: Y. Knibiehler, *Vocation sans voile, les métiers sociaux*, in: A. Farge/Ch. Klapisch-Zuber (Hrsg.), *Madame ou Mademoiselle?* (Anm. 46), S. 163-176.
- 61 M. Caucr, *Die Frau im 19. Jahrhundert*, Berlin 1898, S. 120.
- 62 H.-U. Bussemer, *Bürgerliche Frauenbewegung und männliches Bildungsbürgertum 1860-1880*, in: U. Frevert (Hrsg.), *Bürgerinnen und Bürger*, Göttingen 1988, S. 190–205, hier S. 199.
- 63 L. Morgenstern, *Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Biographische und kulturhistorische Zeit- und Charaktergemälde, Dritte Folge*, Berlin 1891, S. 249.
- 64 F. Tiburtius, *Erinnerungen einer Achtzigjährigen*, Berlin 1929, S. 207. Henriette heiratet später den Bruder von Franziska, und diese lebt mit Bruder und Schwägerin über dreißig Jahre bis zu

- deren Tod zusammen.
- 65 Braun, Die Frauenfrage (Anm. 20), S. 201; vgl. auch Tiburtius, Erinnerungen, S. 118 nach deren Beschreibung, die sich allerdings noch auf die frühe Phase der Jahrhundertmitte bezieht, sie auffielen durch „ein lautes, auffälliges, aufgeregtes Benehmen oder eine Lebenshaltung, die mit der herrschenden Sitte nicht ganz in Einklang stand“; vgl. sinngemäß auch C. S. I. Milde, Der deutschen Jungfrau Wesen und Wirken. Winke für das geistige und praktische Leben, Leipzig 1882, S. 342. Wallraf, „Bürgerliche Gesellschaft“ (Anm. 40), S. 63 verweist auf die scharfe Trennung zwischen Frauenfrage und Frauenemanzipation in den bürgerlichen Familienzeitschriften. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß Riehls Polemik den Begriff der „Überweiblichkeit“ vorzog, doch tauchen auch „unweiblich“ (78) und „männlich“ (70) auf. Die Gefahr für die Geschlechtsidehtität besiehe aber nicht nur für Frauen, sondern sie drohen mit ihrem Verhalten die traditionellen Rollen zu verkehren: „Aus Überweiblichkeit copiert die Dame die Männer, zeigt aber auch zugleich den Männern, wie weiblich sie geworden sind.“ (S. 69).
- 66 So der Titel eines Erzählbandes von E. Laddey, Aufi eigenen Füßen. Erzählungen für Deutschlands Töchter, Stuttgart 1870.
- 67 Ebenda, S. VIII.
- 68 Bebel, Die Frau (Anm. 51), S. 176.
- 69 M. Eck, Die Jungfräuliche Frau. Eine Beleuchtung, Berlin 1899, S. 122.
- 70 Vgl. dazu Ch. Sachße, Mütterlichkeit als Beruf, Frankfurt/M. 1986; G. Tornieporth, Proletarische Frauenleben und bürgerlicher Weiblichkeitsmythos, in: B. Schaeffer-Hegel/B. Wartmann (Hrsg.), Mythos Frau. Projektionen und Inszenierungen im Patriarchat, Berlin 1984, S. 312-319. Zeitgenössische Texte zum Konzept der „geistigen Mütterlichkeit“ vgl. bei M. Twellmann, Die deutsche Frauenbewegung. Ihre Anfänge und erste Entwicklung. Quellen 1843-1889, Meisenheim/G. 1972, S. 258ff.
- 71 Eck, Die jungfräuliche Frau (Anm. 69), S. 78.
- 72 Zimmer, Die beiden Geschlechter innerhalb des Bürgertums, in: Mann und Weib III (Anm. 15), S. 297.
- 73 M. Vicinus, Lebensgemeinschaften alleinstehender Frauen im England des 19. Jahrhunderts, in: A. M. Stuby (Hrsg.), Frauen: Erfahrungen – Mythen – Projekte, Berlin 1985, S. 32.
- 74 Dauphin, Histoire d'un stéréotype (Anm. 46), S. 225.
- 75 H. Lange, zit. nach Tornieporth, Proletarische Frauenleben (Anm. 70), S. 318.
- 76 Riehl, Die Familie (Anm. 2), S. 101.
- 77 K. Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: W. Conze (Hrsg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363-393.
- 78 Vgl. Bussemer, Frauenemanzipation (Anm. 13), S. 53.
- 79 M. Vicinus, Independent Women (Anm. 60), S. 16.
- 80 Aus der Sicht eines zeitgenössischen Beobachters sahen die neuen „Bestimmungen des Weibes“ so aus: „Und welches ist die Bestimmung des Weibes? Wenn zu Goethe's Zeiten in der Gesellschaft der Lebenslauf des Weibes in natürlichen Stufen klar hervortrat: als Kind, Jungfrau, Gattin, vielleicht auch Wittve, und daneben die ‚alte Jungfer‘ sporadisch auftauchte als eine verfehlt existenz, (fie entweder durch körperliche Mißbildung oder auch durch jene von den Satirikern gezeißelte Zanksucht verschuldet schien, so haben sich heute diese Entwicklungsreihen verschoben. Außer der ‚alten Jungfer‘ begegnet uns die ‚mittelalterliche Jungfer‘, die zwanzig Jahre hindurch am Scheidewege zwischen Frau und Jungfrau hart, ihre Fragen an das Schicksal fast so laut stellt wie der Wunderer, der nait eines schönen Echo's willen in den Wald ruft, und halb an Tröstungen, halb an Enttäuschungen, als ‚definitiv alte Jungfer‘ aber in Entbehungen bitterster Art dahinlebt.“ (F. von Holzendorff, Studien zur Frauenfrage, in: Augsburgs Allgemeine Zeitung, Nr. 161 vom 9. 6. 1876, zit. nach Bussemer, Frauen-

„Das Loos der unverheiratheten Mädchen“

- emanzipation [Anm. 13], S. 47f.)
- 81 Zimmer, Die beiden Geschlechter innerhalb des Bürgertums, in: Mann und Weib III (Anm. 15), S. 293.
- 82 Vgl. E. Beck-Gernsheim, Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“ – Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang, in: Soziale Welt 3 (1983), S. 307-340.
- 83 So der Titel einer 1989 erschienenen Untersuchung von H. Shire (Keinen Mann um jeden Preis. Das neue Selbstbewußtsein der Frau in der Partnerbeziehung, Niedernhausen 1989) zu heutigen weiblichen Singles, mit dem ebenfalls im 19. Jh. schon gültigen Untertitel.
- 84 Tagebuch der Lucie Scholz (1852–1918), Sammlung „Sozialisation in Frauentagebüchern“, Imbke Behnken, Anke Melchior, Beatrix Piezonka, Pia Schmid, in: Archiv Kindheit Jugend, Universität/GH Siegen. Den Hinweis verdanke ich Anke Melchior.
- 85 Ebenda, S. 3, Eintragung vom April 1903.
- 86 Ebenda, S. 22, Eintragung vom 15. Juni 1903.
- 87 Ebenda, S. 23, Eintragung vom 24. Juni 1903.
- 88 Ebenda, S. 33, Eintragung vom 12.11.1903.
- 89 Ebenda, S. 36, Eintragung vom 4. Januar 1904.
- 90 A. Salomon, Jugend- und Arbeitserinnerungen, in: E. Kern, Führende Frauen Europas. In sechzehn Selbstschilderungen. München 1928, Bd. 1, S. 33f. Vgl. ähnlich auch A. Mommsen, Mein Vater (Anm. 28), S. 91.
- 91 A. Ettlinger, Lebenserinnerungen für ihre Familie verfaßt, Leipzig [um 1920], S. 79.
- 92 Vicinus, Lebensgemeinschaften (Anm. 73), S. 32.
- 93 L. Otto, Weibliche Freundschaften, in: Neue Bahnen. Organ des allgemeinen deutschen Frauenvereins Nr. 18, 25. Bd., 1890, S. 139.
- 94 Vgl. C. Smith-Rosenberg, „Meine innig geliebte Freundin!“ Beziehungen zwischen Frauen im 19. Jh., in: Honnegger/Heintz (Hrsg.), Listen der Ohnmacht (Anm. 50), S. 241-278; M. Göttert, „... als würde die geheime Kraft der Erde einen mitgeteilt!“ Frauen, ihre Freundschaften und Beziehungen in der alten Frauenbewegung, in: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 4. Jg., Heft 1, 1993, S. 40-56.
- 95 Vicinus, Lebensgemeinschaften (Anm. 73), S. 36.
- 96 Nach den Jb. f. Statistik d. Preuß. Staates, 2. Jg. 1869, S. 581 gab es 1867 es in Preußen nur 109.000 weibliche Ein-Personen-Haushalte – gegenüber 260.000 männlichen (zit. nach Bussemer, Frauenemanzipation [Anm. 13], S. 276, Anm. 215).
- 97 N. von Eschtruth, Die Regimentstante. Roman, Leipzig 1899, S. 339f.
- 98 Ebenda, S. 339.
- 99 Ebenda. Vgl. auch E. Laddey, Auf gleichem Flur, in: dies., Auf eigenen Füßen (Anm. 66), S. 216f., wo „dunkle, braune Gardinen“ und „düsteres Aussehen“ der Wohnung zu dem Schluß führen: „Gewiß wohnt dort ein alter Junggeselle, denn keine weibliche Hand das Leben schmückt und verschönt.“
- 100 Tiburtius, Erinnerungen (Anm. 64), S. 157; L. Morgenstern, Die Frauen des 19. Jahrhunderts (Anm. 63), Jenny Hirsch, S. 219.
- 101 So Lily Brauns Bedingung für die Berufstätigkeit der verheirateten Frau (vgl. Anm. 20, S. 194).
- 102 M. Nordau, Die conventionellen Lügen der Kulturmenscheit, Leipzig 1883, S. 279.
- 103 Ebenda.
- 104 Während „Jungfer“ eine Frau bezeichnet, die ihre „Keuschheit“, d.h. ihre Jungferschaft bewahrt hat, bezog sich der Begriff Junggeselle zunächst auf einen spezifischen Berufsstand, nämlich auf den eines jungen Handwerksburschen. Vgl. D. Krüger, Alleinleben in einer paarorientierten Gesellschaft, Pfaffenweiler 1990, S. 32.
- 105 Unehelicher Geschlechtsverkehr galt rechtlich als „Unzucht“, als „unsittliche Handlung“ (vgl. zentral zur Sexualmoral der bürgerlichen Gesellschaft R. Schulte, Spertbezirke. Tugendhaftigkeit

und Prostitution in der bürgerlichen Welt, Frankfurt/M. 1984, S. 164). Jedoch wurde gegen Ende des 19. Jh. und vor allem seit der Jahrhundertwende Kritik an den herkömmlichen Formen von Liebe, Sexualität und Ehe geübt. Schlagworte wie „Freie Liebe“ und „neue Ethik“ stehen für diese Bewegung, Namen wie Ellen Key, Franziska von Reventlov oder Helene Stöcker. Wenn sie auch als bedrohlich und beängstigend von breiten Schichten der Bevölkerung wahrgenommen wurden, blieben die Verfechterinnen der neuen Ideen Außenseiterinnen, von der bürgerlichen Gesellschaft – auch der weiblichen – skandalisiert. Vgl. dazu Frevert, *Frauen-Geschichte* (Anm. 13), S. 128-134 und dies., „Wo du hingehst...“ – Aufbrüche im Verhältnis der Geschlechter. Rollentausch anno 1908, in: A. Nitschke u.a. (Hrsg.), *Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880-1930*, Reinbek 1990, S. 89-118, hier S. 97-101.

106 Vgl. Vicinus, *Lebensgemeinschaften* (Anm. 73), S. 39; vgl. zum Aspekt der Jungfräulichkeit nicht als Tugend, sondern als Verweigerung gegenüber dem Mann F. Lamott, *Virginität als Fetisch: Kulturelle Codierung und rechtliche Normierung der Jungfräulichkeit um die Jahrhundertwende*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*, Bd. 21: *Neuere Frauengeschichte*, 1992, S. 153-170.

107 F. Essenter, in: *Frauen-Anwalt*, 2. Jg. 1871/72, Nr. 6, S. 194, zit. nach M. Twellmann, *Die deutsche Frauenbewegung*. (Anm. 70), S. 129.